

treten gegen kirchenfeindliche Tendenzen des Nationalsozialismus junge Priester mit. Aus der Retrospektive zeigt sich das Potential, über das die Kirche mit den ehemaligen Weltkriegsteilnehmern in ihren Reihen verfügt hat. Wahrscheinlich wurden die Möglichkeiten nicht ausgeschöpft, weil mehrere Bischöfe eine andere Taktik nach dem Anschluß Österreichs 1938 für sinnvoller hielten. Auf die gesamte Zeit des Kirchenkampfes bezogen bezeugen diese Priester – damit sollen die Verdienste anderer Geistlicher nicht gelehnet werden – in besonders eindrucksvoller Weise vor allem auf dem Höhepunkt des Kirchenkampfes den Weg der Selbstbehauptung der katholischen Kirche.

Vom Wiedererwachen einer Utopie

Zum 50. Todestag von Robert Musil

Von Frank Maier-Soljk

Ab 1992 feiert Österreich fünf Jahre lang zunächst die Habsburger. Das kultur- und bildungspolitische Schwerpunktthema der kommenden Jahre, erdacht von Marketingfachleuten mit dem Ziel, einem niveauvolleren Ganzjahrestourismus Auftrieb zu geben, hat die eigene imperiale Vergangenheit zum Werbethema gemacht. Man erinnert sich selbstbewußt seiner weiträumigeren, europäischen Vergangenheit; 1996 will man den 1000. Geburtstag des Landes zum Anlaß weiterer umfangreicher Reminiszenzen nehmen, wenn auch die erste urkundliche Erwähnung Österreichs (Ostarrichi) wenig mit der späteren Geschichte zu tun hat und sich auf den niederösterreichischen Landstrich zwischen den Flüssen Enns und Traisen beschränkte.

In den Feuilletons erfährt währenddessen die Idee Mitteleuropas eine ungeahnte Renaissance. In diesem Zusammenhang gewinnt sogar der einstige kakanische Vielvölkerstaat Modellcharakter für ein zusammenwachsendes Europa, das außer Joint-Ventures auch die kulturellen Bande pflegen möchte. Spekulationen in Richtung jenes zwar wackeligen, in mancher Hinsicht doch einzigartigen und vorschnell zerstörten Staates sind meist gefärbt von einer unter anderem von Joseph Roth, Hofmannsthal oder Musil literarisch geprägten Reminiszenz an eine irgendwie geistigere, vielleicht glücklichere Zeit. Immerhin haben die politischen Umwälzungen der letzten Jahre Kombinationen wieder in den Blick gerückt, die vormals ganz ausgeschlossen schienen. Die heftigen nationalen und ethnischen Selbstbestimmungsbestrebungen in Südost- und Osteuropa haben zwar Hoffnungen auf multinationale Allianzen gedämpft, die alten Verbindungen sind jedoch erneut denkbar geworden. Österreich jedenfalls sieht seine Nachbarschaft zu Böhmen, Ungarn und Slowenien wieder in neues, intensives Licht gerückt.

Nicht jeder läßt sich so schnell von den Strategien staatlicher Öffentlichkeitsarbeit überzeugen. Musil jedenfalls, dessen Todestag sich am 15. April zum fünfzigsten Mal jährte, hat seinerzeit in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* – erschie-

nen 1930 und 1933 sowie posthum 1943 – die Idee eines Österreichischen Jahres einer durch und durch ironischen Kritik unterzogen. Propagiert und breit diskutiert wird sie bei ihm von den führenden Kreisen Wiens im Sommer 1913 anlässlich des 1918 anstehenden 70-jährigen Thronjubiläums Kaiser Franz-Josephs. Die für den Aufbau dieses zweitumfanglichsten Romans der Literaturgeschichte entscheidende Idee einer »Parallaktion« soll in Form einer gegen Preußen gerichteten Staatsfeier – das österreichische Jubiläum konkurriert mit dem gleichzeitigen 30-jährigen Thronjubiläum Wilhelms II. – sozusagen das herrschaftliche Schwergewicht der älteren Monarchie kundtun und derart dem wie sein Herrscher altersschwach gewordenen Staat wieder neuen Glanz geben. Begeistert von der kulturellen Überlegenheit ihres Landes, stellt die Salonberühmtheit und Frau des Sektionschefs im Außenministerium Ermelinda Tuzzi, im Roman Diotima genannt (Vorbild für sie war der Salon der Wiener Reformpädagogin Eugenie Schwarzwald), die Behauptung auf, »das wahre Österreich sei die ganze Welt«. Diese »werde nicht eher Beruhigung finden, als die Nationen in ihr so in höherer Einheit leben wie die österreichischen Stämme in ihrem Vaterland« (174).¹

Diotimas idealistische Ambitionen werden zwar von Musil als die Sublimationsleistung einer unglücklich Verheirateten (»ein großes Huhn«) überführt. Die Erfindung eines österreichischen Jahres jedoch, die einem »publizistischem Genie« zugeschrieben wird (138), ist Teil einer neoromantischen Haltung, die eine ganze Epoche charakterisieren soll. Das Kapitel ist wohl eine der gelungensten Persiflagen gesellschaftlichen Erfindungsreichtums in Sachen Werbung für das eigene Vaterland: »Graf Leinsdorf [einer der Mentoren des Unternehmens] hatte gedacht, daß sein Werk eine machtvolle, aus der Mitte des Volkes selbst aufsteigende Kundgebung werden solle. Er hatte dabei an die Universität, an die Geistlichkeit, an einige Namen, die niemals in den Berichten über caritative Veranstaltungen fehlen, ja sogar an die Zeitungen selbst gedacht; er rechnete mit den patriotischen Parteien, mit dem »gesunden Sinn« des Bürgertums, das an Kaisers Geburtstag die Fahnen herausstreckt, und mit der Beihilfe der Hochfinanz, ja er rechnete auch mit der Politik, denn er hoffte insgeheim, durch sein Werk gerade sie überflüssig zu machen, indem er sie auf den gemeinsamen Nenner Vaterland brachte, den er später durch Land zu dividieren beabsichtigte, um den väterlichen Herrscher als einzigen Rest übrig zu behalten; aber an eines hatte Se. Erlaucht eben nicht gedacht, und er wurde überrascht von dem weit verbreiteten Weltverbesserungsbedürfnis, das von der Wärme einer großen Gelegenheit ausgebrütet wird wie Insektenzucht bei einem Brand« (141).

Musils Persiflage ist keineswegs Ausdruck einer schlecht gelaunten alpenländischen Schriftstellerkritik, die je schon dem eigenen Staat gegenüber skeptisch eingestellt war (obwohl die Korrosion festgefügtter Staatsmacht oft beabsichtigt war). Mit dem ironischen Leitfaden des Romans, jener »österreichischen Idee: Erlösung von Preußen – es soll ein Weltösterreich entstehen nach dem Motto des Zusammenlebens der Völker in der Monarchie – der Friedenskaiser an der Spitze!« (7, 939) – hat Musil in erster Linie aber den unreflektiert traditionalistischen Projekten ihre Vergeblichkeit und geradezu ruinöse Wirkung attestiert und dadurch von vorneherein pointiert, daß das geplante Jubeljahr mit dem Ende des 1. Weltkrieges und damit dem endgültigen Untergang einer

¹ Zitate aus dem *Mann ohne Eigenschaften* werden im laufenden Text nur durch Seitenzahlen, Auszüge aus Tagebüchern und Briefen unter Angabe des Bandes und der Seitenzahl belegt; diese beziehen sich auf die Ausgabe der Gesammelten Werke, hrsg. v. A. Frisé. Reinbek 1976-1981.

bürgerlichen Kultur von »Besitz und Bildung« zusammenfällt. Die Staatsaktion entpuppt sich als Beerdigungsveranstaltung, der Idealismus in seinen verschiedenen Spielarten als bloße Ideologie, die nicht dadurch sinnvoller wird, daß sie sich mit der Aura alt-österreichischer Kultur umgibt. Konsequenterweise ist es im Roman der General Stumm (!) von Bordwehr, der ohne viele Worte die Diskussionen im Salon, die den Zeitgeist in allen seinen aktuellen Erscheinungen zitieren, gewissermaßen als Sieger übersteht. Insgesamt erweist sich die Machtlosigkeit des Geistes angesichts eines blind auf den Krieg zutreibenden Geschehens: schlicht Naturwüchsiges triumphiert über jede noch so ehrwürdige Fassade.

Musils literarische Inszenierung deckt sich insoweit mit den politischen und historischen Überlegungen, die er in einer Reihe von Essays seit 1912 dargelegt hat, als er eine rückständige Selbstgefälligkeit als eine der Ursachen für den Untergang Kakanien ausmacht. »Wenn unter den mehr als 50 Millionen Einwohnern sich seit dem Jahr 1867 keiner gefunden hat, der mit der gleichen Überzeugung von der modernen, der österreichisch-ungarischen Kultur gesprochen hätte, so verrät sich, was die ganze Kulturlegende ist: Romantik« (8, 1040). Vor allem in *Der Anschluß an Deutschland* (1919) resümiert er reichlich nüchtern: »Seit der Verdrängung aus Deutschland durch den Sieg der kleindeutschen über die großdeutsche Idee und seit dem davon heraufbeschworenen »Ausgleich« mit Ungarn im Juli 1867 war das ehemalige Kaisertum Österreich ein biologisch unmögliches Gebilde« (8, 1037). Der Grund: »Wäre Östereich ein Staat von so großem Tempo gewesen, so hätte es vielleicht die Interessen seiner Völker in einem dynamischen Gleichgewicht verschmelzen können; da es schwerfällig und schlecht ausbalanciert war und langsam fuhr, fiel es vom Rad« (8, 1038).

Musil zeigt sich mithin als unsentimentaler Mann des Fortschritts, der auf technische Erneuerung und staatliche Kulturpolitik setzt, den es wiederholt nach Berlin zog, der Sport trieb und sozialistischen Anflügen gegenüber nicht immer resistent blieb. Das Plädoyer für einen Modernitätsschub entsprach der eigenen technisch-naturwissenschaftlichen Ausbildung, die ihm einen Funktionalismus auch in administrativer Hinsicht als bestmöglichstes Prinzip nahelegte. Zudem war er in jenen Jahren für das Kriegspressequartier tätig, als Herausgeber der *Soldaten-Zeitung*, später nach dem Krieg eine Zeit lang für das Staatsamt des Äußeren in publizistischer Funktion. Der Anschluß war vermutlich Programm. Auch sonst hat es den Anschein, als resultierten manche Stellungnahmen aus den Anpassungsversuchen eines um seine berufliche Zukunft Besorgten. Wie es eigentlich gemeint war, erschließt sich auch in diesem Fall weniger aus Pamphleten als aus dem literarischen Text. Eine genaue Lektüre des Romans macht alsbald deutlich: vor allem die Kakanienkapitel des Romans verraten eine, wenn auch zurückhaltend artikuliert Schnsucht nach den langsameren Verhältnissen eines wohl geordneten und traditionsreichen Reiches; der technische Erneuerungsgeist des Protagonisten Ulrich wird durchgehend zwiespältig behandelt und bedarf der gewissermaßen lebensweltlichen Ergänzung: »Dort, in Kakanien, diesem seither untergegangenen, unverstandenen Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist, gab es auch Tempo, aber nicht zuviel Tempo. So oft man in der Fremde an dieses Land dachte, schwebte vor den Augen die Erinnerung an die weißen, breiten wohlhabenden Straßen aus der Zeit der Fußmärsche und Extraposten, die sich nach allen Richtungen wie Flüsse der Ordnung [...] durchzogen und die Länder mit dem papierweißen Arm der Verwaltung umschlangen. Und was für Länder! Gletscher und Meer,

Karst und böhmische Kornfelder gab es dort, Nächte an der Adria, zirpend vor Grillenunruhe [...]« (32).

In einem Interview hat Musil, unbeabsichtigt, einen Hinweis auf seine Konstruktion gegeben, da er, im Gegensatz zum Roman, von einem nicht 30-, sondern 35-jährigem Jubiläum der Regentschaft Wilhelms, also der Hälfte, ausgeht (vgl. 7, 939). Musils Methode besteht in der Inszenierung von Dualismen, deren Überwindung mittels eines übergeordneten Ganzen das Ziel darstellt. Hierbei übernimmt einmal Preußen, ein anderes Mal Ungarn den Gegenpart Österreichs. »Das österreichisch-ungarische Staatsgefühl [...] bestand aus einem Ganzen und einem Teil, nämlich aus einem ungarischen und einem österreichisch-ungarischen Staatsgefühl, und dieses zweite war in Österreich zu Hause, wodurch das österreichische Staatsgefühl eigentlich vaterlandslos war« (170). Kakanien charakterisiert er als ein Land, in dem jede Sache »eines der beiden Zeichen k.k. oder k.u.k. trug«, es war ein Ganzes, dessen Teile nicht gleich sind, sondern dessen österreichischer weiterhin als sozusagen emotionaler Oberbegriff verwendet wird. Mit diesem aber kann sich keine der anderen Nationalitäten identifizieren, und so legt Musil im Kapitel »Kakanien« (31), das die alte Zeit milde verklärt, eine Kritik hinein, die den Ursprung ihrer Zerstörung in der statischen Konservierung eines überholten, das heißt zu engen Kulturbegriffes namens Österreich sieht. Das kakanische Staatsgebilde, das seinen Dualismus überwinden wollte, indem es »sich mündlich Österreich rufen (ließ); mit einem Namen also, den es mit feierlichem Staatsschwur abgelegt hatte, aber in allen Gefühlsangelegenheiten beibehielt [...]« (33), blieb in geistiger Hinsicht rückständig. Offenbar war es das Anliegen Musils, ein neues tragfähigeres Konzept von Ganzheit zu entwickeln, das offen genug war, Heterogenes in sich aufzunehmen, ohne die Teile zum Verschwinden zu bringen; geschichtlich-politischer Ausgangspunkt war die Suche nach einer Art übernationalem Nationalbegriff, der integrativ die singularen Identitäten und Interessen in sich aufzunehmen fähig war.

Daß der gesuchte geistig-kulturelle Überbau sprachlicher Natur sein sollte, läßt sich mit zahlreichen Stellen belegen. Ein Kapitel trägt den Titel: »Aus einem Staat, der an einem Sprachfehler zugrundegegangen ist« (445). Er deutet an, daß eine adäquate kulturell-geistige Einheitsform nicht gefunden wurde, die den idealistischen, nicht den herrschaftsverlangenden Antrieben der Bewohner genügt hätte. »Fragte man darum einen Österreicher, was er sei, so konnte er natürlich nicht antworten: Ich bin einer aus den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern, die es nicht gibt, – und er zog es schon aus diesem Grunde vor, zu sagen: Ich bin ein Pole, Tscheche, Italiener, Friauler, Ladiner, Slowene, Kroat, Serbe, Slowake, Ruthene oder Wallache, und das war der sogenannte Nationalimus.« (451) Der Nationalismus dient als Instrument der Selbstvergewisserung. Diese aber erfolgt in der Regel auch sprachlich, und so ergibt es Sinn, wenn Musil der »österreichischen und ungarischen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie« (ebd.) als Todesursache die eigene »Unaussprechlichkeit« (ebd.) attestiert. Der vorgegebenen, problematischen historischen Situation wird eine zunächst sprachlich zu leistende Selbstreflexion angesonnen, die eine gewünschte Veränderung auf den Weg bringen soll. Diese ist bei Musil eine problematische Utopie. Angesichts der historischen Situation geriet »Kakanien« Musil mithin zur komplexen Idee mit mythischer Aura. Sie war consequenterweise daher ins Ästhetische zu übersetzen, wo sich die gesuchte Ganzheit literarisch herstellen ließ. Daß die neue Art gesuchter Ganzheit von solcher Qualität sein sollte, versteht sich nicht nur aus der Tatsache, daß Musil

eben Schriftsteller war. Politische Mythologien einschließlich ihrer Autoren, die eine direkte Umsetzung ihrer Konzeptionen im Blick hatten, waren ihm grundsätzlich suspekt. Denn die Nation ist für Musil »weder eine mystische Einheit, noch eine ethnische, noch auch geistig wirklich eine Einheit [...] wohl aber ist sie als Sprachgemeinde ein natürlicher Leistungsverband, das Sammelbecken, innerhalb dessen sich der geistige Austausch zunächst noch am unmittelbarsten vollzieht« (8, 1035).

Kakanien hat Musil als das heikle historische Paradigma eines in der Realität vorhandenen Begriffs von Einheit verstanden, der, in sich komplex und differenziert, allen anderen im Roman thematisierten Konstellationen analytischer Zersplitterung und ihrer kompensierenden Aufhebung die Form vorgibt. Das Verhältnis Österreich-Preußen bzw. Deutschland ist also nur ein Beispiel. Im Grunde geht es um das allgemeinere Verhältnis von Tradition und Fortschritt, letztlich um das von Gefühl und Verstand. An Adolf Frisé schreibt er 1933, Anachronismen im Roman seien beabsichtigt, weil er im übrigen »das ganze Buch nicht sowohl historisch meine, als vielmehr damit ein perennierendes ideologisches Substrat bloßlegen« wolle (Br I, 560). Diesem Zweck dienen vor allem seine spezifisch poetischen Formen, die Bilder und Gleichnisse, die den Roman, der sich weitgehend wie ein intellektualistischer Essay ausnimmt, um eine weiter gespannte historische Gesetzmäßigkeit komplettieren sollen. Die Absicht ist nicht, »ein Historienbild zu malen und mit der Wirklichkeit in Wettbewerb zu treten« (170). Musil verwendet vielmehr prinzipiellere Modelle, deren allgemeinstes jenes von Ruhe und Bewegung ist. Der Dualismus Österreich-Ungarn in der kakanischen Doppelmonarchie und das Problem des Zusammenhalts der Habsburgermonarchie vor dem ersten Weltkrieg inaugurieren gleichsam ein Modell von faktischen Differenzen und einer utopischen, eben literarischen Einheit. Fast wäre zu sagen, Musil appliziere ein problematisches »ontologisches« Modell auf eine bestimmte Epoche. Allerdings scheint der Begriff der literarischen Einheit oder Ganzheit obsolet und einer fast schon verstaubt anmutenden Vorstellungswelt anzugehören. Im Fall von Musil konterkariert er die Modernität des Autors jedoch nicht zur Gänze, sondern modifiziert im Endeffekt die ansonsten vorherrschende Fortschrittlichkeit zu einer als Evolution konstruierten Geschichtsphilosophie. Schon die Kulturkritik erwies ja, nicht statisch dürfe die neue Einheit sein, sondern selbst modifikabel, und fähig, dynamische Entwicklungen aufzunehmen. Im Zentrum des *Mann ohne Eigenschaften* steht daher der Versuch, Gleichnisse zu (er)finden, in denen sich die abstrakte Aufgabe, der Entwurf einer selbst beweglichen Einheit, darstellen ließ. Bewegung und Ruhe waren zusammen vorzustellen, oder Dualismus und Monismus zu versöhnen. Einer der Hauptgesichtspunkte ist hierbei, eine wesentliche Voraussetzung der Einheit, nämlich die allgemeine emotionale Zustimmung in individueller Perspektive plausibel zu machen. Zu diesem doppelten Zweck zitiert Musil nun mehr oder weniger verdeckt die Geistesgeschichte, sofern sie ihm sprachlich in ihren Metaphern und Gleichnissen oder in der Struktur ihrer zentralen Denkmodelle einen Monismus zum Ausdruck bringt, der eine universelle Harmonie artikuliert. Eine Geschichte metaphorischer Kosmosvorstellungen von den Vorsokratikern und Platon über die Mystik und Scholastik, von humanistischen Alleinheitslehren, den poetischen Entwürfen von Novalis und Rilke bis zur zeitgenössischen Wissenschaft ist im *Mann ohne Eigenschaften* auffindbar. Eine Geschichte, deren Pointe nicht im Nachweis des Immergleichen besteht, sondern in der Tatsache der unterschiedlich akzentuierten und beschriebenen Abfolge einer allerdings gleichen Befindlichkeit.

Von den Griechen bis zur zeitgenössischen Wissenschaft liegen Beschreibungen vor, die dem gemeinsamen Grund einer emotional einverständigen Einordnung des Menschen in einen harmonischen Lebenszusammenhang entstammen. Das Jahrhundertwendethema, philosophisch vorformuliert und begleitet von Nietzsche, Dilthey, Bergson, Simmel, Klages, erscheint so unter historischer Perspektive. Dem modernen Funktionalismus wird ein historisch beglaubigter Lebensbegriff an die Seite gestellt. Auch biologistische Tendenzen sind hierbei im Spiel: »Es steht nicht mehr ein ganzer Mensch einer ganzen Welt gegenüber, sondern ein menschliches Etwas bewegt sich in einer allgemeinen Nährflüssigkeit« (217). Glück erscheint als Erfahrung der Einheit mit der Umgebung: »In Wahrheit ist das persönliche Glück [...] nur insoweit in sich selbst abgeschlossen wie ein Stein in einer Mauer oder ein Tropfen in einem Fluss« (523). Auch die religiöse Interpretation der entsprechenden Empfindung gewinnt in Musils Perspektive ihr Recht als Variante eines alten geistesgeschichtlichen Topos. Er zitiert Freuds Anmerkung über »ein besonderes Gefühl, das er die Empfindung der Ewigkeit nennen möchte, ein Gefühl wie von etwas Unbegrenztem, schrankenlosem, gleichsam Ozeanischem« (*Das Unbehagen in der Kultur*). So wird eine alte Naturphilosophie als Form von Lebensphilosophie deutbar, wobei sich die Verbindung beider in einem kosmologischen Denken fortsetzt, das die Qualitäten der Gleichartigkeit, des Zusammenhangs, der Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit, Attribute der Vollkommenheit, zur Bildung der Vorstellung eines geordneten Ganzen, *holon*, benutzt. Die Kosmosvorstellungen haben aus der Perspektive der modernen Lebensphilosophie also lebensweltliche Bezüge. Dieser Hintergrund der Gleichnisse im *Mann ohne Eigenschaften* wird selten berücksichtigt. Dabei sind das relativ breit behandelte Motiv der Androgynie, des Hermaphroditen, des »pierrot lunaire« (676), der siamesischen »Zwillinge« (vgl. 899, 1029, 676) und der beiden Goldfische in ihrem Wasserglas (90, 1345ff.) nur die ästhetischen und in mythologischen Anspielungen erfolgten Aufnahmen des Modells der Verbindung von Ruhe und Bewegung, der Idee einer in sich differenzierten Einheit. Den *Mann ohne Eigenschaften* schließlich versteht Musil als Teil dieser Geschichte, als das vorläufig letzte Glied einer Kette umfassender, Wissenschaft und Poetik aufnehmender Entwürfe. Anders als diese sozusagen intakten Mythologeme besaß das historische Kakanien den Makel einer rückständigen, weil zu spärlichen Einheitsfassung; Kakanien war ein Mythos mit Defiziten.

Schon das erste Kapitel des Buches führt im übrigen das Modell gleichnishaft ein. Die Stadt Wien, die dort beschrieben wird, »gleich wie alle großen Städte [...] im ganzen einer kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht« (10). Das Bild kombiniert zwei alte Vorstellungen: den Kreis als Modell des Kosmos und Wasser als den ersten Grundstoff der Welt und des Lebens. Zusätzlich abgehoben wird an dieser Stelle auf die stabilisierende Funktion einer geschichtlichen Welt in ihren öffentlichen Erscheinungsformen für die moderne Welt und ihr Paradigma, die Großstadt, deren vehemente Aktivität sich in brodelnder Masse Ausdruck gibt. Später heißt es: »Häuser, wie aus dem Raum gebrochen, Asphalt, Stahlschienen bildeten die erkaltende Muschel Stadt, die Muttermuschel, voll kindlicher, freudiger, zorniger Menschenbewegung. Wo jeder Tropf als Tröpfchen anfängt, das sprühend spritzt; mit einem Explosiönchen beginnt, von den Wänden aufgefangen und abgekühlt wird, zärtlich an der Schale der Muttermuschel hängen bleibt und schließlich zu einem Körnchen an

ihrer Wand erstarrt« (152). Die technizistische Beschreibung des Geflechts der modernen Großstadt, der »erkaltenden Muttermuschel«, ein Gehäuse von befremdender Starrheit, hat den schützenden *kosmos kalos* ersetzt. Das merkwürdige Gleichnis von den zwei Goldfischen, das im Nachlaßteil des Buches ausführlich zur Sprache kommt und auf die beiden Geschwister appliziert wird, soll dort den Gedanken veranschaulichen, wie deren Getrenntheit in einem fluiden Medium zu überwinden vorstellbar sei. Wasser ist gedacht als der gemeinsame Lebensraum, der eine Getrenntheit zwar nicht negiert, aber zu überspielen vermag. Im gemeinsamen Raum als der Objektivierung des gemeinsamen Empfindens soll eine für sich mangelhaft verfaßte Subjektivität ihre Erfüllung finden. Die geschichtliche Interpretation des Gleichnisses eröffnet sich jedoch schon zuvor. Ulrich, der skeptisch moderne Geist, begibt sich zu Beginn des ersten Hauptteils des Buches zu den Mentoren der Parallelaktion; eine Begegnung von alter und neuer Welt hat statt: Vor dem Palais des Grafen Leinsdorf »steht ein Türhüter, er sah durch das Loch des Torbogens in die helle Flüssigkeit des Tags, und die Fußgänger schwammen vorbei wie in einem Goldfischglas. An der Grenze dieser beiden Welten zogen sich die spielerischen Ranken einer Rokokofassade hoch [...] Hier ging die Existenz der Leinsdorfs kunstbücherlich beglaubigt in den Weltgeist über. Wer das aber nicht wußte, sah so wenig davon wie der vorüberschießende Wassertropfen von der Wand seines Kanals« (90). Bedeutsam ist die Differenz zwischen einer modernistischen, unhistorischen Haltung und der historischen Perspektive. Vorüberschießende Tropfen, Goldfischglas und fluides Medium bilden das Inventar des Modells, das nun als Bild der Geschichte einschbar wird. Steht Tropfen für Einzelheit und Bewegung, so ist die Pointe des Gleichnisses, daß sich der Zusammenschluß der Momente erst in der Begrenzung durch den Rahmen des Torbogens einstellt. Da dieser aber architektonisch der vergangenen Epoche des Rokoko angehört, meint die durch ihn gegebene Begrenzung des Blickfelds die spezifische erkenntnisaufschließende Funktion historischen Bewußtseins, die, wie an dieser Stelle deutlich wird, nicht der Protagonist, sondern eben nur sein Autor besitzt.

Eine Antwort auf die Frage, wie Musils wichtigstes Gleichnis, das den Roman nicht immer ganz offenkundig, aber doch eindeutig identifizierbar durchzieht, als plausibles Modell auch für ein komplexes Gebilde wie den österreichisch-ungarischen Staat in Frage kommen kann, ist wohl vor allem an die Erklärung seiner Genese geknüpft. Die Verbindung der Gleichnisgeschichte mit einer Anthropologie, derart, daß ein emotionales Verlangen nach geschlossener Ganzheit und Einheit sich die unterschiedlichsten Formen suchte, hat politische Implikationen, sofern ihr reales Ergebnis eben auch die nach außen abgeschlossenen Nationalgebilde sind. Die zeitgeschichtlichen Katastrophen nämlich sind für Musil Ergebnisse der fehlenden Zuordnung appetitiver und kontemplativer Anlagen. Hierbei rekurriert Musil mit der Betonung einer fehlenden geistigen, sprachlich hergestellten Einheit auf das nicht aggressive, sondern harmonistische Moment seiner Anthropologie. Insofern ist die literarische Einheit ideales Vorbild für die fehlende reale; am Ende soll Literatur selbst einheitsbildend wirken. Daß auch der Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* in seiner Gesamtheit diesem Ideal nicht nachkommen konnte, stattdessen Fragment blieb und nur in einzelnen Bildern seine Utopie vorstellt, spiegelt auch hier noch wider, wie sehr das Faktische sich zu Musils Zeit bereits einer idealistisch ausgerichteten Literatur bemächtigte.